



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Charlotte Sandmann

# Die Erbin

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Charlotte Sandmann  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Kalte Zärtlichkeit (24699)  
Paradies in Flammen (24728)



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-001278

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Originalausgabe

2010

© 2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung unter Verwendung

eines Gemäldes von Julius Hübner (1806–1882),

Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz/Jörg P. Anders

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Caslon 10,5/13

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24782-5

I. Teil

*Im Schatten des Fallbeils*



»Sa-lome! Sa-lo-me!« Die Stimme meiner Schwester hallte im gewohnten Befehlstone durchs Haus. »Bitte bring die Post aus der Diele mit, wenn du zum Frühstück kommst!«

Ich nahm den dicken Paken Post – Paulines Gatte Jasper führte als hoher Beamter Kaiser Wilhelms II. eine umfangreiche Korrespondenz – und trug ihn hinauf ins Frühstückszimmer. Für mich waren auch etliche Schreiben dabei. Die meisten waren aber wenig erfreulich. Als reiche und allein-stehende Frau erhielt ich fast täglich Post von Schnorrern, Schwindlern und Mitgiftjägern. Ich hatte meist gar keine Lust, die Briefe zu lesen, und antworten wollte ich auf die Angebote für ein »romantisches Souper bei Kerzenlicht« erst recht nicht. Pauline und ich hatten von unseren Eltern, der Opernsängerin Maria Bottacci und ihrem Gatten Alfonso, ein beträchtliches Vermögen geerbt, und Geld zog die falsche Sorte Menschen an wie Zuckerwasser die Wespen. Lieber wollte ich allein bleiben, als einen Mann zu nehmen, der es nur auf mein Geld abgesehen hatte.

Der Mai 1900 brütete heiß über Deutschland. Bereits am Morgen stieg das Thermometer auf Temperaturen wie sonst nur im August. Die doppelte Glastür zum Garten stand offen und ließ die feuchte Wärme herein. In der Nacht hatte ein kräftiges Gewitter Büsche und Bäume getränkt, die jetzt in der Morgensonne trockneten. Vom üppigen Blau-

regen, der vom Balkon des oberen Stockwerks schwer auf die Veranda herabhing, tropfte noch der Regen, wie vom Efeu, der in Ranken die steinerne Balustrade überwucherte. Ich konnte das nasse Holz der Fässer riechen, in denen Pauline ihre Oleanderbäumchen gepflanzt hatte. Meine Schwester war eine begeisterte und erfolgreiche Gärtnerin, während es mir an Fähigkeiten auf diesem Gebiet erheblich mangelte. Ich beschränkte mich also darauf, Schnittlauch abzuschneiden.

Auf dem Treppenabsatz blieb ich vor dem Spiegel stehen, um lose Haarsträhnen zurückzustreichen und die Rüschen am Halsausschnitt meines rotbraun gemusterten Damastkleides zurechtzupfen. Es passt zu mir, dachte ich bitter. Wie meine Schwester hatte ich die herbe Schönheit unserer Mutter geerbt mit ihren trotzig aufgeworfenen Lippen, den dunkel umschatteten, feurigen Augen und markanten Augenbrauen, aber im Moment hatte ich etwas von einem Herbstblatt an mir, das der zerstörerische Hauch des Winters gestreift hat. Dabei war ich erst zweiundzwanzig Jahre alt! Ein Schleier der Erschöpfung lag über meinem Gesicht, denn ich war lange Zeit schwer krank gewesen, und obwohl der Arzt mir zusicherte, dass ich bald wieder zu Kräften kommen würde, spürte ich den zweijährigen Krankenhausaufenthalt noch immer in allen Knochen. Es war nicht zu übersehen, wie sehr ich mich, obwohl wir Zwillinge waren, von meiner drallen, mütterlichen Schwester unterschied, die Behaglichkeit und gute Laune verbreitete. Fröhlich und bestimmt beherrschte sie mit fester Hand das Haus, in dem ich nur ein zeitweiliger Gast war.

Sie sprachen es nicht aus, aber ich spürte deutlich, dass sie und ihr Ehemann Jasper inzwischen froh gewesen wären, mich zumindest für eine Weile los zu sein. Kein Ehepaar lebt



gern auf die Dauer mit einer unverheirateten Schwägerin zusammen. Es war sehr liebenswürdig von ihnen gewesen, mir anzubieten, die Zeit der Genesung bei ihnen zu verbringen anstatt in einem Sanatorium. Nun dauerte es aber länger als erwartet, und Jasper ließ sich zuweilen anmerken, dass er mit seiner jungen Frau gern wieder allein wäre.

Ich streckte meinem Spiegelbild die Zunge heraus, umklammerte den Handgriff der Unterarmkrücke und mühte mich die Treppe hinauf.

Jasper und Pauline saßen gemeinsam mit ihren beiden älteren Kindern am Frühstückstisch, das jüngste löffelte in der Obhut des Kindermädchens seinen Brei. Der Duft des Kaffees, den das Dienstmädchen gerade einschenkte, und das Aroma der frisch gebackenen Hörnchen erfüllten den Raum. Auf den polierten Flächen der italienischen Möbel mit den Einlegearbeiten und dem kunstvoll geschliffenen Glas spiegelte sich die Morgensonne, deren Licht sich gerade durch das dichte Laubwerk des Gartens stahl.

Im Hause Lorentz stand alles zum Besten: Jasper war – obwohl von Berufs wegen viel auf Reisen – ein zuverlässiger Ehemann, die Kinder waren hübsch, gesund und wohlerzogen, und meine Schwester liebte ihren Mann, obwohl er um ein Beträchtliches älter als sie war und eher eine respektable Erscheinung als attraktiv.

Pauline begrüßte mich wie jeden Morgen mit einem etwas zu feuchten Küsschen auf die Wange und verbot sich die peinliche Frage: »Was hast du heute vor?« Was sollte ich schon vorhaben, wo mir doch jeder Schritt wehtat und ich beim Fahren in der Kutsche das Gefühl hatte, als würden mir alle Knochen im Leibe zertrümmert? Hastig und beschämt, als wäre sie persönlich schuld an meinem Schicksal, widmete sie sich der Post. Mit flinken Fingern sortierte sie die Briefe

aus, die an Jasper adressiert waren, und fächerte dann die restlichen Schreiben vor uns beiden auf dem Tisch auf. Ich hatte bereits ein geschultes Auge für Bettelbriefe und Zuschriften von Heiratsschwindlern, die oft in teuren Kuverts mit eindrucksvollen Wappen steckten, und legte diese ungeöffnet zur Seite. Der Rest war Post von meinem Vermögensverwalter, dem Orthopäden, der mich betreute, und ein paar Freundinnen, die sich nach meinem Befinden erkundigten.

Zum Unterschied von mir bekam Pauline immer sehr unterhaltsame Briefe. Eine ihrer Freundinnen bekam ein Kind, die andere hatte die große Liebe ihres Lebens kennengelernt, die dritte einen »auffallend gut aussehenden jungen Herren«, der ihr wertvolle Aktien zu einem ganz erstaunlich günstigen Preis verkauft hatte, weil ihre Augen ihn bezauberten. Ein Kaleidoskop von Schicksalen, die Pauline gerne am Frühstückstisch laut vorlas.

Plötzlich atmete sie tief ein und stieß »ach du meine Güte!« hervor.

»Was hast du denn?«, fragte ich.

Sie faltete ihre kleinen kräftigen Hände auf dem Brief, den sie soeben gelesen hatte. Ihre Spitzenmanschetten bedeckten die Zeilen, als wollte sie den Inhalt vor mir verbergen. »Stell dir vor, es geht um Nickel!«

Nickel! Seit sieben Jahren hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Ich sah Nicholas von Riedenhoff vor mir, wie ich ihn als Kind gekannt hatte: Ein hochgeschossener, blasser Junge mit struppigem schwarzem Haar, dessen schmales Gesicht nur aus großen feuchten Augen und einer großen tiefen Nase bestand. In meiner Erinnerung hatte er immerzu Schnupfen. Er war ein schwachbrüstiger Junge, der jeder umgehenden Krankheit zum Opfer fiel, und vielleicht wegen dieser Schwäche eher geneigt war, sich mit Mädchen abzugeben.

Er hatte sich all die Sommer, wenn unsere Eltern auf Tournee waren und wir bei Tante Hedda blieben, hingebungsvoll um uns gekümmert. Das kam der Aufgabe eines Löwenbändigers gleich, denn Pauline und ich, gewissermaßen auf den Opernbühnen der Welt aufgewachsen, waren selbstbewusst und ausgelassen und steckten voll pfiffiger Ideen. An einem Tag – ich konnte mich noch genau erinnern, wir Mädchen waren elf und er dreizehn gewesen – hatten wir ihn angestiftet, für uns Kautabak zu stehlen. Wir hatten die interessant aussehende Spezialität, die dem Stallmeister so außerordentlich zu munden schien, in der Weinlaube hinten im Garten gekostet und uns dann einen guten Grund ausdenken müssen, warum uns allen dreien entsetzlich übel geworden war.

Später, nachdem das Unglück mit Tante Hedda passiert war und Nickel fast ganz allein auf Schloss Hockenzell wohnte, verloren wir uns aus den Augen. Da waren wir bereits nach Berlin übersiedelt, eine erkleckliche Entfernung von München, und unsere Jugendfreundschaft löste sich auf. Es wunderte mich, dass wir jetzt so unerwartet von ihm hörten. Er musste inzwischen vierundzwanzig Jahre alt sein. Warum er sich wohl bei uns meldete? Vielleicht hatte er ja geheiratet und wollte es uns mitteilen.

Pauline hatte den Blick starr auf den Brief gerichtet, und ich begriff jetzt, dass etwas Schlimmes geschehen sein musste. Nickel war schon lange kein Teil unseres Lebens mehr, also konnte nur eine wirkliche Schreckensmeldung meine Schwester so heftig erschüttern. Ich wartete, bis das Dienstmädchen den Raum verlassen hatte, und fragte, was denn geschehen sei. War Nickel etwa tot?

»Nein, das nicht«, antwortete Pauline. »Der Brief ist aus München, vom Pfarrer von Hockenzell. Er hat unsere Adresse unter Nickels Papieren gefunden, und da wir die einzigen

noch lebenden Verwandten sind, hat er uns diesen Brief geschrieben.«

Es wunderte mich nicht, dass er außer uns niemanden hatte, der ihm nahestand. Nickel war schon als Kind ein Sonderling gewesen, der sich gerne mit einem Buch in eine Ecke verkroch, während seine Mutter rauschende Feste gab. Ich wusste noch immer nicht, was Pauline so fassungslos machte, also fragte ich noch einmal: »Was ist passiert?«

»Ach, Salome«, Pauline blickte mich bekümmert an. »Stell dir vor: Sie haben ihn ins Gefängnis gebracht! Er hat seine Haushälterin mit einer Axt erschlagen und Hockenzell in Brand gesteckt.«

Wir sahen uns an und wussten: es war nichts mehr so, wie es gewesen war.

## 2

Wir hatten Nickel in den Sommermonaten zwischen 1888 und 1893 kennengelernt. Bei unserer ersten Begegnung hatte ich den hageren, blassen Jungen misstrauisch betrachtet und meiner Schwester zugeflüstert: »Sieh dir das Muttersöhnchen an! Der ist sicher unausstehlich.« Nickel, so erfuhren wir bald, war nicht unausstehlich. Und er war auch kein Muttersöhnchen im eigentlichen Sinn. Zwar widersetzte er sich seiner herrischen und selbstsüchtigen Mutter nicht, aber er entzog sich ihr. Wenn sie ihn herumkommandieren wollte, war er nirgends zu finden. Und wenn sie ihn dann doch zu fassen bekam, so hatte sie nur seinen Körper in den Händen, nicht seinen Geist. Wie eine Schnecke, die man mit der Fingerspitze berührt, verschwand er angesichts ihrer Forderungen in seinem Inneren, und Tante Hedda wusste sehr wohl,

dass der gefügte und höfliche junge Mann vor ihr nichts war als eine leere Hülle. Nickel war in diesen Momenten für niemanden mehr erreichbar.

Nach unserer ersten Ankunft in Hockenzell betrachteten wir ihn zwei Tage lang mit Argwohn, aber bereits am dritten Tag liebten wir ihn. Es gab in ganz Bayern wohl kaum einen zwölfjährigen Jungen, der sich so bereitwillig zwei eigensinnigen und abenteuerlustigen Mädchen unterordnete, ihnen jeden Gefallen tat und immer das spielte, was sie spielen wollten.

Und jetzt saß er im Gefängnis. Es war unbegreiflich. Nickel war ein Mensch, der vielleicht imstande war, sich selbst etwas anzutun, aber wohl kaum jemand anderem. Am allerwenigsten der guten Antonia, die schon zur Zeit seiner Geburt bei Tante Hedda gedient hatte und für ihn von Kind auf viel mehr eine Großmutter als eine Angestellte war.

Ich hatte sie vor Augen, als stünde sie vor mir: das blau und braun gemusterte Kattunkleid, die rüschenbesetzte weiße Schürze darüber, der silberweiße Zopf, der um die Stirn gewunden und aufgesteckt war, das Kettchen mit dem emaillierten Amulett in Gestalt einer Putte, die ein Füllhorn hielt. Vor allem aber waren mir die großen Ausbuchtungen an der Innenseite ihrer Knöpfstiefel noch gut in Erinnerung. Antonia hatte verkrümmte Gelenke, und als Kinder waren wir von den gewaltigen Beulen an den Füßen der Wirtschafterin außerordentlich fasziniert gewesen. Nicht oft genug hatten wir hören können, wie ihre Füße sie »zu Tode quälten«. Ich hatte sie einmal gefragt, ob es sich so anfühlte wie die rot glühenden Pantoffeln, in denen Schneewittchens böse Stiefmutter tanzen musste, bis sie an den fürchterlichen Qualen starb, und sie hatte geantwortet: »Noch viel schlimmer, mein Kind, noch viel schlimmer.«

Und ihr sollte Nickel mit einer Axt den Schädel zertrümmert haben? Jetzt saß er im Gefängnis, einer Tat verdächtig, für die das bayerische Recht nur eine Strafe vorsah: das Fallbeil.

Entsetzen überkam mich. Und doch empfand ich die Situation zugleich als befriedigend, denn zum ersten Mal seit meinem Unfall unterbrach ein Ereignis, das mich wirklich berührte, mein ödes Dasein. In gewisser Weise – aber das begriff ich erst viel später – war der Brief aus München meine Rettung, denn so, wie ich damals dahinvegetierte, voll Selbstmitleid und Groll, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis ich angesichts meines Elends dem Opium oder dem Alkohol verfallen wäre.

Seit zwei Jahren konnte ich mich nur mithilfe einer Krücke und unter großen Schmerzen fortbewegen. Nachdem ein betrunkenener Kutscher mich auf offener Straße niedergefahren hatte, lag ich mit einer gebrochenen Hüfte und einem komplizierten Bruch des Oberschenkels ein Jahr lang im Krankenhaus, unfähig, mich im Bett auch nur aufzusetzen. Ich musste dankbar sein, dass ich nicht gelähmt war oder durch das lange Liegen an einer Lungenentzündung gestorben war. Nach meiner Entlassung zog ich zu meiner Schwester und ihrem Ehemann, denn allein konnte ich nicht bleiben, und in ein Sanatorium wollte ich nicht. Lange genug war ich unter Kranken gewesen, und ich war überzeugt, niemals gesund zu werden, wenn ich mich nicht so bald wie möglich aus dieser sich selbst bemitleidenden Gesellschaft entfernte. Also zog ich zu meinen Verwandten und wurde bald von allen als »arme Salome« bezeichnet. Irgendwann wurde ich auch ein wenig so: arm und wehleidig. Aber dem würde ich jetzt ein Ende setzen, denn noch war es nicht zu spät, mein Leben wieder in die Hand zu nehmen!

Ich hatte nie zu den reichen Frauen gehört, die gerne eine ganze Schar von persönlichen Domestiken um sich haben, Zofen, Dienstmädchen, Mägde und was noch alles. Am liebsten hatte ich bis zu meinem Unfall in Hotels gewohnt, in denen mir jede Bequemlichkeit geboten wurde, ohne dass ich ständig neugierige und klatschsüchtige Dienstboten um mich hatte. Meine einzige Unterstützung war Olga, eine kräftige Bauersfrau aus der Lausitz, die, wenn sie überhaupt sprach, einen für mich schwer verständlichen Dialekt gebrauchte, der mich mehr an das Polnische als an das Deutsche erinnerte. Unsere Konversation war von militärischer Knappheit und beschränkte sich auf das Allernötigste.

Jasper und Pauline kümmerten sich nach Kräften um mich, aber bald kam zu meinem körperlichen Elend die Langeweile hinzu, denn die beiden führten ein sehr ruhiges Leben. Jasper war zwanzig Jahre älter als Pauline und sprach nie über seine berufliche Tätigkeit. Pauline kümmerte sich um den Haushalt und die Kinder. Ich konnte ihr nicht zur Hand gehen, weil das tüchtige Personal alles erledigte und ich mit meiner beschädigten Hüfte nur im Weg herumgestanden hätte.

Dieses Dasein traf mich umso härter, da unsere Jugend geradezu unvergleichlich gewesen war. Was hatten wir für eine wundervolle Kindheit gehabt! Unsere Eltern kannten und liebten nichts anderes als die Bühne, und so setzten sie voraus, dass auch wir das taten. Folglich hatten sie uns nur das beigebracht, was man für ein Künstlerleben brauchte. Wir waren schon kleine Damen von Welt, als wir noch keine zehn Jahre alt waren, hatten in allen bedeutenden Hotels Europas gewohnt, jede Menge berühmter Opernsänger kennengelernt und es als selbstverständlich angenommen, dass man uns genauso viel Aufmerksamkeit entgegenbrachte wie unseren Eltern. Wir sprachen schon als Kinder vier Sprachen, spielten

beide mehrere Instrumente, erwiesen uns als gute Tänzerinnen, konnten aber kaum rechnen und hatten keine Ahnung von Politik, Geografie oder Literatur, sofern letztere nicht zur Oper gestaltet war. Schriftsteller wie Poe, Baudelaire, Balzac oder E.T.A. Hoffmann hatten wir erst durch Nickel kennengelernt. Ich hätte dieses Bühnenleben als Erwachsene selbst gern geführt. Ich hatte mir bereits einen bescheidenen Namen als Spielleiterin von Theaterstücken gemacht und war eine ganz passable Sängerin, wenn ich auch nie an die göttliche Stimme meiner Mutter heranreichen würde. Jetzt war all das, was mein Leben vor dem Unfall ausgemacht hatte, zerplatzt wie eine Seifenblase, und es fiel mir schwer, wieder zurück ins Leben zu finden.

Mein Arzt deutete gelegentlich an, dass es mir beträchtlich besser gehen würde, wenn ich eine Aufgabe hätte. Jetzt hatte ich eine. Ich musste verhindern, dass unser Nickel unter dem Fallbeil endete.

Nur sieben Jahre lagen die Sommer in Hockenzell zurück, und doch erschienen sie mir wie Erinnerungen aus einem anderen Leben. Zu viel war inzwischen geschehen. Wir waren erwachsen geworden und nach Berlin umgezogen, dann hatten wir unsere Eltern verloren und ihr beachtliches Vermögen geerbt, das uns für alle Zeit unabhängig machte. Diese Unabhängigkeit würde ich jetzt nutzen, um Nickel zu helfen.

Ich klemmte das Familienalbum, das ich in der untersten Schublade des italienischen Sekretärs fand, unter den Arm und machte mich zu meinem täglichen Morgenspaziergang durch den Garten auf. Seit dem Unfall steckten mein linkes Bein und ein Teil meiner Hüfte in einem Korsett aus Metall und Leder, das die nach monatelanger Bettruhe noch schwachen Muskeln und Gelenke stützte. Es sah unheimlich aus, als



hätte ich mich in eine Maschine verwandelt. Ich fühlte mich wie Spalanzani Olimpia, aber wenigstens verschwanden all die Riemen und Metallschienen unter meinen knöchellangen Röcken. Und wer sollte mich schon nackt sehen?

Mindestens von der Terrasse bis zum Teehäuschen und wieder zurück sollte ich gehen, hatte mein Orthopäde angeordnet. In der stickigen Frühsommerhitze legte ich die Hälfte des vorgeschriebenen Weges zurück. Ich atmete schwer und setzte mich unter das Schatten spendende Dach des chinesischen Pavillons, um mich in aller Ruhe meinen Erinnerungen hinzugeben. Ich begann in dem Album zu blättern. Es umfasste die Jahre von unserer frühesten Kindheit bis zum 30. Januar 1895, dem Tag, an dem unsere Eltern beim Untergang des Dampfschiffes »Elbe« in der Straße von Dover ums Leben gekommen waren.

Da waren Pauline und ich im rüschenbesetzten Steckkissen, auf dem Eisbärenfell, in unseren ersten richtigen Kleidchen und Knöpfstiefelchen, mit Blumenkranz und Schleier bei der Erstkommunion und mit unserer Gouvernante im Schulzimmer. Schon als Kleinkinder blickten wir offen und selbstbewusst in die Welt, und unseren dunklen Augen war die Neugier auf das Leben damals schon anzusehen. Wir posierten für die Kamera und wirkten dabei so natürlich, als würden wir sie gar nicht sehen. Danach kamen die ersten Bilder von Schloss Hockenzell. Ein paar Mal waren wir auch im Winter da gewesen, ein Mal sogar zu Weihnachten, aber ich verband Hockenzell mit der schwülen Luft im Hochsommer, den lästigen Schnaken und den im Wind raschelnden und schimmernden Pappeln der Isarauen.

Auf einem der Bilder war Tante Hedda zu sehen. Wie immer stand sie im Vordergrund – die strahlende Königin der Nacht, die nicht wahrhaben wollte, dass ihre Jugend längst

vorüber war. Sogar wir Kinder hatten begriffen, dass Nickels sichtbares Heranwachsen – er schoss förmlich in die Höhe – sie ärgerte, weil ein fast erwachsener Sohn deutlich machte, dass sie nicht mehr richtig jung war. Ich betrachtete die Fotografie – eine Studioaufnahme, die sie in einem Kostüm der Commedia dell’Arte zeigte – und kramte zugleich in meinem Gedächtnis nach Bildern von ihr. Hedda von Riedenhoff war ohne Zweifel eine reizvolle Frau gewesen: hochgewachsen, elegant, mit kühnen Zügen unter dem hoch aufgetürmten blonden Haar. Aber schon damals hatte sie feuerrote Flecken auf den Wangen und Schatten um die Augen gehabt. Es wurde gemunkelt, dass sie trank. Außer bei ihren Festen, die wahre Orgien waren, hatte ich sie jedoch niemals betrunken gesehen. Ich vermutete, dass damals bereits die ersten Anzeichen des Unheils aufgetreten waren, das sie wenige Jahre später ins Grab gebracht hatte.

Ich blätterte um, und da waren Bilder von Nickel – Nicholas Edler von Riedenhoff, Sohn eines Herrn von Riedenhoff, der in einem Duell gefallen war. Nickel hatte uns ein Porträt von ihm gezeigt. Er war dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, aber im Wesen vollkommen anders: sanft und nachdenklich, zurückgezogen, geradezu menschen-scheu und immer ein wenig zerstreut. Nickel interessierte sich hauptsächlich für seine numismatische Sammlung, der er sich mit einem ganz unkindlichen Ernst und Verstand widmete. Er galt sicher nicht zu Unrecht als Sonderling und war im Internat, in dem er das Jahr über lebte, nicht beliebt. Dass Mädchen ihn anziehend fanden, nützte ihm nicht viel, denn mit ihnen kam er in seiner Internatszeit kaum zusammen.

Ich hörte Pauline den Plattenweg entlangkommen, der von Rosenspalieren gesäumt war, und wandte mich um. Sie er-

kundigte sich nach meinen Fortschritten bei den Gehübungen, aber wir ließen diese Höflichkeiten bald bleiben. Natürlich war sie gekommen, um mit mir über Nickel zu sprechen.

»Salome, ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass er zu so etwas in der Lage wäre.« Sie sprach mir aus der Seele. Auch für mich war das Ganze unvorstellbar.

»Natürlich hat er es nicht getan.« Nach einer kurzen Pause fuhr ich fort: »Wir müssen so schnell wie möglich nach München reisen und mit seinem Anwalt reden. Der Pfarrer weiß zweifellos, wer das ist. Wir schicken ihm noch heute ein Telegramm. Wir müssen Nickel da rausholen, Pauline!«

»Na ja.« Ihr Tonfall verriet, dass sie nicht im Geringsten so entschlossen war wie ich. »Jasper findet, wir sollten uns nicht einmischen. Und er hat mich daran erinnert, dass Nickel gar nicht richtig mit uns verwandt ist.«

Es kam nicht selten vor, dass Jasper für meine Schwester entschied. Allerdings hatte er mit seiner Bemerkung recht. Die Verbindung zwischen den beiden Familien war keine familiäre und bestand lediglich darin, dass meine Eltern und Tante Hedda Kollegen gewesen waren. Doch als Kinder hatten wir Nickel Cousin genannt und als Familienmitglied betrachtet, und für mich hatte sich daran bis heute nichts geändert.

»Wir sollen ihn im Stich lassen?«, fragte ich fassungslos.

Pauline zupfte nervös ihre Spitzenmanschetten zurecht. »Jasper meint, das alles sei Sache der Polizei.« Ich merkte ihr an, dass sie sich schämte, Nickel gegenüber so treulos zu sein, aber in allem, was nicht mit der Haushaltsführung zu tun hatte, war Jaspers Wort Gottes Wort für sie.

Zorn stieg in mir auf. Mein Tonfall war um einiges schärfer als gewöhnlich. »Nein, Pauline, da irrt er sich. Es ist auch *unsere* Sache. Wir waren befreundet.«

»Wir waren Kinder. Das ist lange her.«

»Er vertraut darauf, dass wir ihm helfen. Ich kann doch nicht tatenlos zusehen, wie er verurteilt und hingerichtet wird! Du etwa? Möchtest du wirklich beim Frühstückskaffee in der Zeitung lesen: »Das Urteil an dem wegen Mordes an seiner Haushälterin zum Tode verurteilten Nicholas von Riedenhoff wurde heute Morgen durch das Fallbeil vollstreckt.«?

Pauline traten Tränen in die Augen, doch Jaspers Wort erwies sich als wirkmächtiger als alle Sympathie für Nickel. »Aber was sollen wir denn tun?«, rief sie. »Er hat einen Anwalt, der ihn vertritt, und die Polizei wird doch herausfinden, was wirklich geschehen ist. Wir können im Grunde gar nichts tun.«

»Doch, das können wir!« Ich stand mit einem so heftigen Ruck auf, dass mir der Schmerz vom Knie bis in den Rücken schoss. »Ich fahre nach München, und zwar gleich morgen früh.«

### 3

Jasper Lorentz schritt in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Das sonst so ruhige, undurchdringliche Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt. Die Stirn war gerunzelt, die Backen gerötet, die Lippen zusammengekniffen, selbst der Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart schien sich zu sträuben. Er schnaubte von Zeit zu Zeit und zupfte sich Haare aus den langen, gekräuselten Koteletten.

Der kaiserliche Geheimrat Lorentz war wütend. Er konnte einfach nicht verstehen, warum es plötzlich mit dem Teufel zuging, als hätte der die Partei des Königreiches Bayern ge-